

„Die ganz große Liebe“
Predigt über Lukas 15,11-32
Weihenzell, 21.01.2024

11 Jesus erzählte weiter: »Ein Mann hatte zwei Söhne.

12 Der jüngere sagte zum Vater: »Vater, gib mir meinen Anteil am Erbe!« Da teilte der Vater seinen Besitz unter den Söhnen auf.

13 Ein paar Tage später machte der jüngere Sohn seinen Anteil zu Geld. Dann zog er in ein fernes Land. Dort führte er ein verschwenderisches Leben und verschleuderte sein ganzes Vermögen.

14 Als er alles ausgegeben hatte, brach in dem Land eine große Hungersnot aus. Auch er begann zu hungern.

15 Da bat er einen der Einwohner des Landes um Hilfe. Der schickte ihn aufs Feld zum Schweinehüten.

16 Er wollte seinen Hunger mit dem Schweinefutter stillen, das die Schweine fraßen. Aber er bekam nichts davon.

17 Da ging der Sohn in sich und dachte: »Wie viele Arbeiter hat mein Vater, und sie alle haben mehr als genug Brot. Aber ich komme hier vor Hunger um.«

18 Ich will zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich bin vor Gott und vor dir schuldig geworden.

19 Ich bin es nicht mehr wert, dein Sohn genannt zu werden. Nimm mich als Arbeiter in deinen Dienst.«

20 So machte er sich auf den Weg zu seinem Vater. Sein Vater sah ihn schon von Weitem kommen und

hatte Mitleid mit ihm. Er lief seinem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn.

21 Aber sein Sohn sagte zu ihm: »Vater, ich bin vor Gott und vor dir schuldig geworden. Ich bin es nicht mehr wert, dein Sohn genannt zu werden.«

22 Doch der Vater befahl seinen Dienern: »Holt schnell das schönste Gewand aus dem Haus und zieht es ihm an. Steckt ihm einen Ring an den Finger und bringt ihm Sandalen für die Füße.«

23 Dann holt das gemästete Kalb her und schlachtet es: Wir wollen essen und feiern!

24 Denn mein Sohn hier war tot und ist wieder lebendig. Er war verloren und ist wiedergefunden.« Und sie begannen zu feiern.

25 Der ältere Sohn war noch auf dem Feld. Als er zurückkam und sich dem Haus näherte, hörte er Musik und Tanz.

26 Er rief einen der Diener zu sich und fragte: »Was ist denn da los?«

27 Der antwortete: »Dein Bruder ist zurückgekommen! Dein Vater hat das gemästete Kalb schlachten lassen, weil er ihn gesund wiederhat.«

28 Da wurde der ältere Sohn zornig. Er wollte nicht ins Haus gehen. Doch sein Vater kam zu ihm heraus und redete ihm gut zu.

29 Aber er sagte zu seinem Vater: »So viele Jahre arbeite ich jetzt schon für dich! Nie war ich dir ungehorsam. Aber mir hast du noch nie einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden feiern konnte.«

*30 Aber der da, dein Sohn, hat dein Vermögen mit Hur-
ren vergeudet. Jetzt kommt er nach Hause, und du
lässt gleich das gemästete Kalb für ihn schlachten.<*

*31 Da sagte der Vater zu ihm: >Mein lieber Junge, du
bist immer bei mir. Und alles, was mir gehört, gehört
dir.*

*32 Aber jetzt mussten wir doch feiern und uns freuen:
Denn dein Bruder hier war tot und ist wieder lebendig.
Er war verloren und ist wiedergefunden.<<*

Jesus erzählt eine packende Geschichte. Es ist eine Ge-
schichte vom Suchen und Finden. Es ist die Geschichte
einer Heimkehr. Und vor allem ist es die Geschichte ei-
ner ganz großen Liebe.

Jesus war ja ein Meister in der Kunst des Geschichten-
erzählens. Des story-telling würde man heute sagen.
Wir Menschen scheinen eine Vorliebe dafür zu haben:
gute Geschichten. Gute Geschichten berühren uns. Viel
mehr als theoretische Wahrheiten.

Das ist der Grund, warum viele schon auf die nächste
Staffel ihrer Lieblingsserie bei netflix warten. Das ist
der Grund, warum andere es lieben, mit einem guten
Buch in der Hand in fremde Welten abzutauchen. Das
ist der Grund, warum auch die Bibel Geschichten er-
zählt. Und Jesus besonders.

Geschichten, wenn sie gut sind, erzählen uns tiefe
Wahrheiten über das Leben. Über unser Leben. Und
das eben nicht nur theoretisch. Nicht nur für unseren

Kopf. Sondern auch für unsere Gefühle. Für Herz und
Bauch und unseren Verstand. Wir können uns mit Ge-
schichten identifizieren. Besonders mit den Personen in
einer Geschichte.

Die Geschichte, die Jesus erzählt, ist da auf den ersten
Blick sehr übersichtlich. Es geht vor allem um drei Per-
sonen. Es gibt den Vater. Er ist offenbar ein wohlha-
bender Gutsbesitzer in einem orientalischen Dorf. Und
dieser Vater hat zwei Söhne. Einen jüngeren und einen
älteren.

Meist hat man nur den jüngeren im Blick – so wird
diese Geschichte ja oft „das Gleichnis vom verlorenen
Sohn“ genannt. Aber auch der andere Sohn, der ältere
spielt eine ebenso wichtige Rolle.

Es ist zunächst eine alltägliche Beziehungsgeschichte
und – das ist die besondere Kunst der Gleichnisse von
Jesus – zugleich erzählt Jesus darin von uns Menschen
und unserer Beziehung zu Gott.

Vielleicht haben Sie, vielleicht hast du diese Geschichte
schon oft gehört. Oder vielleicht ist sie für Sie, für dich
ganz neu. Das spielt keine Rolle. In diesem Gleichnis
gibt es für uns alle eine Menge zu entdecken.
Und weil es in dieser Geschichte so viel zu entdecken
gibt, wird meine Predigt heute auch nur der Auftakt
sein zu einer vierteiligen Reihe.

Heute, sozusagen in der ersten Folge, werfen wir einen
ersten Blick auf die Geschichte. Am nächsten Sonntag

schauen wir uns dann den jüngeren Sohn noch einmal genau an. Im dritten Teil geht es um den älteren Sohn. Und die letzte Folge ist das große Finale: In ihr geht es um die Liebe des Vaters. Des Vaters, der – ihr wisst es oder ahnt es – für Gott steht in diesem Gleichnis.

I. Schockierende Geschichte

Was wir uns als Erstes klar machen müssen: Für die ersten Hörer war es eine schockierende Geschichte. Man kann das leicht überhören, gerade wenn man das Gleichnis kennt und irgendwie daran gewöhnt ist. Aber gleich zu Beginn erzählt Jesus in knappen, lapidaren Worten von einem absoluten Tabubruch (Vers 12): *Ein Mann hatte zwei Söhne. Der jüngere sagte zum Vater: Vater, gib mir meinen Anteil am Erbe!*

Vater, gib mir meinen Anteil am Erbe. Der Besitz eines Vaters wurde damals erst am Ende seines Lebens aufgeteilt. Auch wenn die Großfamilie natürlich vorher schon gemeinsam davon gelebt hat. Aber wenn hier der Sohn sein Erbe schon zu Lebzeiten des Vaters fordert, dann sagt er damit so viel wie: Vater, ich wünschte, du wärst tot.

Der amerikanische Bibelwissenschaftler Kenneth Bailey, der lange im Nahen Osten gelebt und gelehrt hat, schreibt, dass er viele Jahre lang Menschen von Algerien bis zum Iran, vom Sudan bis nach Syrien befragt

hat, was das bedeutet, wenn ein Sohn sein Erbe verlangt, während der Vater noch lebt. „Die Antwort war immer die gleiche. Immer wieder erlebte ich ein Gespräch dieser Art:

„Hat irgendjemand in eurem Dorf schon jemals eine solche Bitte ausgesprochen?“

„Niemand!“

„Wäre es denkbar, dass jemand eine solche Bitte äußert?“

„Unmöglich!“

„Wenn jemand es tun würde, was würde geschehen?“

„Der Vater würde sehr zornig werden und die Bitte ablehnen!“

„Warum?“

„Diese Bitte bedeutet, dass er [der Sohn] sich wünscht, dass sein Vater stirbt!“¹

Und ganz ehrlich, auch wenn wir in einer völlig anderen Kultur leben, ich denke, auch wir können das ungeheuer Verletzende dieses Verhaltens des jüngeren Sohnes doch ziemlich gut nachempfinden: Was würden Sie wohl sagen, wenn Ihr 20jähriger Sohn von Ihnen seinen Anteil am Erbe verlangen würde? Oder Ihre Tochter. Jetzt gleich, sofort. Und Sie dann noch damit rechnen müssten, dass er oder sie das Ganze so schnell wie möglich zu Geld macht, um damit ein „lustiges Leben“ zu starten. Oder es für Drogen

¹ Kenneth Bailey, Der ganz andere Vater, Cuxhaven ⁴2021, S. 52-53.

rauszuhaben. Oder was immer.

Und trotzdem: Wenn es um das Gleichnis vom verlorenen Sohn geht, dann sind viele von uns einfach so daran gewöhnt, dass der Vater einfach sein Erbe teilt und später seinen Sohn voller Liebe wieder aufnimmt, dass wir gar nicht mehr empfinden, dass dieses Verhalten des Vaters alles andere als normal ist. Dass sich normale Väter – und Mütter – im richtigen Leben häufig ganz anders verhalten.

Deswegen haben wir vorhin bei der Lesung mal versucht, einen etwas realistischeren Schluss für die Geschichte zu erzählen. Mit einem Vater, der nicht einfach den Hebel umlegen kann. Sondern der tief verletzt ist. Und der darum zu seinem Sohn Sätze sagt wie: Was willst du? Nach all dem, was du uns angetan hast. Du hast uns doch die ganze Zeit nicht gebraucht ...

Im Reli-Unterricht habe ich öfter ein ähnliches Experiment mit diesem Gleichnis gemacht. Ich habe es ohne den Schluss erzählt. Und die Schülerinnen und Schüler – viele kannten die Geschichte nicht – haben dann ihren eigenen Schluss geschrieben.

Und da fließt dann ganz unbefangen die normale Lebenserfahrung ein. Zum Beispiel schreibt einer: „Als der Sohn nach Hause kommt, macht sein Vater die Haustür auf und schaut ihn enttäuscht an. Sie schauen sich beide in die Augen, bis sein Vater die Tür [wieder]

... zuschlägt. Der Sohn steht da, ihm ist kalt, er hat Hunger und Durst. Er denkt nach, was er alles falsch gemacht hat, und er sagt zu sich: ‚Ich bin so ein Narr. Ich habe nur an Geld gedacht und nicht an die wichtigen Sachen.‘ Dann ging er wieder.“

Was Jesus hier über den Vater erzählt, ist wirklich erstaunlich. Anstatt die unverschämte Forderung seines Sohnes nach dem Erbe abzulehnen, erfüllt er sie. Jemand hat mal gesagt, dass Gott uns so viel Freiheit schenkt, dass wir sogar seine Liebe ablehnen können. Und trotzdem bleibt der Vater immer Vater. Er bricht die Beziehung zu seinem Sohn nicht ab. Der Sohn unterbricht die Beziehung zum Vater mit seinem Verhalten. Der Vater aber behält sozusagen das abgebrochene Ende in der Hand und hofft, dass das andere Ende irgendwann doch wieder damit verbunden werden kann.

All das – man braucht nicht viel Phantasie, um sich das vorzustellen – bedeutet einen ungeheuren Schmerz für den Vater. Wenn der Vater in dieser Situation seinen Sohn abgeschrieben hätte, dann wäre alle Hoffnung auf eine Versöhnung dahin gewesen. Im Schmerz, in der Liebe des Vaters liegt die Grundlage dafür, dass der Sohn überhaupt die Chance hat zurückzukehren. Wenn er denn will.

Und als der Sohn dann kommt, sind die Arme des Vaters offen. Keine Vorwürfe. Kein „Hättest du nur ...“

Stattdessen Annahme. Der Sohn wird einfach wieder angenommen.

Nicht alle finden das toll. Auch das erzählt Jesus in seinem Gleichnis. Wir werden noch über den älteren Sohn sprechen, der sich darüber aufregt und sagt: So einfach geht das doch nicht!

Aber für heute halten wir einfach mal fest, dass Jesus sagt: So wie dieser Vater ist Gott. So behandelt Gott Menschen, die ihn verachtet und die Beziehung zu ihm mit Füßen getreten haben. Gott liebt Sünder. Und er wünscht sich nichts mehr, als dass sie umkehren zu ihm. Dass sie heimfinden ins Vaterhaus der Liebe Gottes. Dass sie, dass wir umkehren in seine offenen Arme.

II. Der Maler und die Hände des Vaters

Vielleicht habt ihr während des Gottesdienstes schon ein wenig auf die Karte vor euch mit dem Bild geschaut. Es ist ein weltberühmtes Gemälde des niederländischen Malers Rembrandt van Rijn.

In Wirklichkeit ist es riesig, ein überlebensgroßes Ölgemälde: 2,60 Meter auf 2,06 Meter. Es hängt in der Eremitage in St. Petersburg.

Als ich es das erste Mal gesehen habe, hat es mich nicht besonders angesprochen. Aber im Lauf der Zeit

habe ich gemerkt: Es ist wie bei dem Gleichnis von Jesus. Jedes Detail ist wichtig.

Das Bild zeigt genau den Moment der Heimkehr des jüngeren Sohnes. Links vorne kniet er vor seinem Vater und die Hände des Vaters liegen auf seinen Schultern. Es ist ein inniger Moment, vom Maler in helles Licht getaucht. Und es ist, als ob das Licht dabei von innen heraus strahlt. Ein Kunsthistoriker schreibt: „Der Augenblick des Empfangens und Vergebens ... hält unbegrenzt an. Die Bewegung von Vater und Sohn drückt etwas aus, das nicht vergeht, sondern immer währt“², also immer bleibt.

Rembrandt war dem Tode nahe, als er „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“ malte. Sehr wahrscheinlich war es eines seiner letzten Werke, bevor er 1669 im Alter von 63 Jahren gestorben ist.

Es spricht vieles dafür, dass Rembrandt sich selbst in dem jüngeren Sohn des Vaters gesehen hat. Seine Biographen beschreiben ihn als stolzen jungen Mann, der von seiner Genialität fest überzeugt war. Als jemand, der begierig ausprobierte, was die Welt zu bieten hat. Er liebte den großen Auftritt und zeigte wenig Mitgefühl für die Menschen um sich herum. Immer wieder

² Christian Tümpel, Rembrandt, Amsterdam 1986, S. 350; zitiert nach Henri J.M. Nouwen, Nimm sein Bild in dein Herz, Freiburg ¹²2002, S.

spielte Geld eine große Rolle in seinem Leben: Er verdiente viel, er gab viel aus, und er verlor viel. Einen großen Teil seiner Lebenskraft vergeudete er in endlosen Gerichtsprozessen über finanzielle Abfindungen und Insolvenzverfahren.

Rembrandt hat sich immer wieder selbst gemalt. Als er zwischen Ende zwanzig und Anfang dreißig ist, zeigen seine Selbstporträts ihn als einen Menschen, der nach Bewunderung und Ruhm hungert. Er gefällt sich in ausgefallenen Outfits, trägt üppige goldene Ketten und auffällige exotische Kopfbedeckungen.

Auf diese kurze Zeit des Erfolgs, der Popularität und des Reichtums folgen später viel Kummer, Leid und Unglück. Drei seiner Kinder sterben, später auch seine geliebte Frau Saskia. Rembrandt bleibt als alleinerziehender Vater seines kleinen Sohnes Titus zurück. Es folgen weitere Krisen.

Rembrandts Popularität als Maler geht während dieser Jahre stark zurück. Er kämpft mit Schulden, einmal werden sogar sein Haus und Besitz versteigert. In den letzten Jahren verläuft sein Leben dann noch einmal in etwas ruhigeren Bahnen. Und in seinen Bildern zeigt sich eine zunehmende Wärme und Innerlichkeit.

Wenn ich auf seinem Bild sehe, wie der heimgekehrte Sohn vor seinem Vater kniet und sein Gesicht an dessen Brust drückt, dann meine ich darin auch dies zu erkennen: Hier ist ein einst so selbstbewusster und

bewunderter Künstler zu der Erkenntnis gekommen, dass sich alle Pracht, die er angesammelt hatte, als vergänglich erwiesen hat. Statt der prunkvollen Gewänder, in denen er sich früher gemalt hat, trägt er jetzt nur noch einen zerlumpten Kittel auf seinem abgemagerten Körper. Und die Sandalen, in denen er so viele, in denen er so weite Lebenswege gelaufen ist, sie sind abgetragen und fallen ihm von den Füßen. Und doch ist seine Gestalt überstrahlt von Licht. Geborgen. Geborgen in der Zuwendung, die vom Vater ausgeht. Und vor allem: Auf ihm, dem verlorenen und jetzt heimgekehrten Sohn, liegen die Hände des Vaters. Es lohnt sich genau hinzuschauen, wie Rembrandt diese Hände des Vaters gemalt hat. Es sind Hände, die alles geben und nichts verlangen.

Eine Geschichte vom Suchen und Finden, vom Heimkehren und Ankommen und von einer ganz großen Liebe. Das war Teil 1 unserer Predigtreihe – ein kleiner Einstieg in das Gleichnis, das Jesus erzählt. Am nächsten Sonntag werden wir noch eine Menge mehr herausfinden über den jüngeren Sohn. Und hoffentlich auch über uns. Und Gott.

